

Der getreue Manibé wachte von Stund an mit noch größerem Eifer über dem Wohl und Wehe seiner Schutzbesohlenen. Aber er war grüblerischer und in sich gekehrter als je. Sehr zum Leidwesen seiner jungen Herrin. Ihre Augen hingen oft bittend an den feingigen, und als beide eines Tages auf den See hinaus rüderten, klagte Setna: „Du machst mich traurig, Manibé. Weshalb fliehst du vor mir?“ — Selbstvergessen hing der Blick des Getreuen an dem schönen fragenden Munde: „Herrin, verpörrt nicht einen armen Schelm, der jederzeit bereit ist, für Euren Vater und für Euch ein Leben dahin zu geben. Ich bitte die Götter, daß sie Euch einen würdigen Gemahl senden mögen. Vergesst den Schändlichen!“ — „Ich wünsche mir keinen Gatten“, flüsterte Setna und senkte errötend ihr garbes Antlitz. „Ich liebe nur einen.“ — Fragend suchte Manibé ihren Blick, stürmisch arbeitete es in seiner Brust, die Knie begannen dem Starcken zu zittern. . . da rauchte es im Wasser neben ihm, und als er sich zur Seite wandte, sah er — fast zum Greifen nahe — die höhnisch grinsende Frage des Lohfisches. Lautlos war der auf seinem Boot mit zwei Bewaffneten heran gegliiten. Für einen Atemzug Länge erstarrte Manibé. Im nächsten Augenblick sprang er mit gewaltigem Satz in das Fahrzeu der Gegner. Ein kurzes Handgemenge folgte. Dann waren alle drei in den Fluten verschwunden. Aufatmend blickte Manibé nach seinem Boote zurück.

Aber wo war Setna geblieben? Vergebens spähte der Getreue in die kristallklare Flut. In gleisnerischer Ruhe, wie ein geistigtes Kanarienvogel, blinzelte der glatte Spiegel. Sicherlich hatte die Erschütterung des letzten Nachens, durch Manibés plötzlichen Wfsprung, die Fische ins Meer geschleudert.

Wie aber sollte Manibé vor den Herzog treten, wenn dieser die Tochter forderle, von ihm, der sein Wächteramt so schlecht verfehen? — Ein kurzes Gebet an die Götter. Dann glitt der Getreue lautlos in die Tiefe.

Seit jener Zeit tragen viele Felsen, die durch einen Arm des Nakan-Sees von einander getrennt werden, die Namen Setna und Manibé.

## Der Trapezkünstler

Skizze von Heinrich Wiegmann.

Auch heute trat er erst gegen Schluß der Zirkusvorstellung auf. Sicher und gewandt das Tau erklimmend, schwang er sich in das Trapez, das zwischen den Masten hing. Wieder schloß ihm der Gedanke durch den Kopf: er mußte es wagen, den Stuhl auf nur einem Bein ruhen zu lassen.

Seine Augen wandten sichmal. Ueber eine mehrtausendköpfige, schweigende, starr zu ihm aufblickende Menge hinweg glitt sein Blick, um einen Atemzug lang in einer Loge zu ruhen. Dort hob eine Zirkusreiterin unauffällig die Hand zum Gruß. Er lächelte und vergaß seinen Voratz wieder. Noch blieb ihm Zeit, mehr zu wagen.

Was er hunderte, vielhundertfach getan, wiederholte er — kühl, sicher, beherrscht. Er griff den zu ihm ausgelegten Stuhl, hakte die Kette am Trapez fest. Setzte sich in den nur mit den hinteren Beinen auf dem schmalen Trapez ruhenden Stuhl, schlug die Beine übereinander, verdrängte die Arme hinter den Kopf. Schwebte über der Tiefe, die kein Netz vor ihm verließ. Und während eine gedämpfte Musik ertönte, und viele Frauen ihre Gesichter von ihm wandten, senkte er die beiden Stuhlbeine in Gläser, setzte sich wieder, rauchte eine Zigarette, hielt mit beiden Händen eine ausgebreitete Zeitung.

Ein Lächeln um die geöffneten Lippen dankte er für den Beifall. Schlank, biegsam stand er in der Manege, und seine Augen suchten die Zirkusreiterin. Er wollte doch tun, was er sich vorgenommen hatte.

Ueber einen ausgepannten Netz probte er täglich. Wenn er häufig das Gleichgewicht verlor, sich im Sturz noch am Trapez hielt oder gar ins Netz fiel, dann bedurfte es eines starken Willens, um nicht müde zu werden. Der Wille aber zog ihn, wie die Ranken den Wein, in die Höhe. Er wollte nicht nachgeben. Mehr zu leisten als andere, höhere Gagen zu erzieren, zwang er sich zu neuen Versuchen. Bis sie glückten, und das Gefühl der Selbstsicherheit ihn trug.

„Macht alles mir“, sagte der Clown Aufstell, als er ihm einmal eine Weile zugesehen hatte. „Sie brechen sich doch noch den Hals! Hundertmal geräts — aus ist das Theater. Nein, dabei werden Sie kein Großstar.“

„Ich will Ihnen einen Vorfall machen“, lächelte der Zirkusdirektor und sah ihm lässig in die Augen. „Das Publikum will starke Retortenreize. Wie wäre es, wenn Sie Ihre

Arbeiten über dem Vöndenkfing vornehmen würden? Für den letzten Abend eines jeden Gastspiels, der bekanntlich unter höchstem Besuch leidet, wäre das eine wirkliche Zugnummer. Ich würde Ihre Gage natürlich entsprechend erhöhen.“

Das schloßte ihn an. Er vergaß die Gefahr. Er dachte an seine künftige Sensation und beaufschte sich daran.

Jonka Andraffy, die Zirkusreiterin, aber bangte um ihn. „Laß es, tu es nicht. Du sagst, du liebst mich. Bin ich dir nichts mehr? Wenn du mich wirklich liebst, kannst du dein Leben nicht so leichtfertig aufs Spiel setzen.“

„Du verstehst mich nicht“, versetzte er, schmerzlich bewegt.

„Doch, nur zu gut. Ich fürchte um dich. . . Nun werden sich wohl unsere Wege trennen müssen.“

Der Zirkus war ausverkauft. Die angekündigte Schaumnummer, aufsehenerregende Evolutionen des tollkühnen Schweden über dem Trapez, wurde eingelangener Zirkus, hatte für den letzten Gastspielabend seine Wirkung getan. Werde führte zuerst der Direktor vor, Pferde und nochmals Pferde. Aus technischen Gründen geschah das, weil sie hinterher gleich zur Bahn gebracht und verladen wurden, um an die neue Wirkungsstätte transportiert zu werden. Dann aber war für heute zum ersten Male eine Veränderung im Programm vorgesehen. Björn Thil sollte während der Vöndensdresuren über dem offenen Trapez ardent Clowns kürzten mit ihren Späßen den gedrängt sitzenden Schauspielern die Zeit, die der Aufbau des Vöndenszirkus in der Manege erforderte. Das Eisen klirrte, wenn es mit seinen harten Fingern ineinandergriff. Dann spielte die Kapelle einen Marsch. Björn Thil erschien. Nicht anders als sonst, die Glieder in einem kleidsamen blauen Trikot steckend, ein kühles Lächeln zur Schau tragend, erstieg er behende das Tau.

Aller Augen folgten ihm, als er sich ins Trapez schwang. Stuhl und Gläser wurden zu ihm hinaufgezogen. Währenddessen zeigten sich acht Vönd in dem Trapez. Der Dompteur trieb sie auf ihre Plätze. Björn Thil verfolgte ihre Bewegungen. Nirgendes war Jonka Andraffy, die Reiterin, zu sehen. War das Liebe? — Er kniff die Lippen zusammen, ergriff den Stuhl, hakte die Kette ein. Als in den Vorführungen unten eine Pause eintrat, begann er zu arbeiten.

Er überhaßte sich nicht. Der Gleichgewichtsakt, das Senken der Stuhlbeine in die Gläser, das Lesen der Zeitung, sicher vollendete er seine Nummer. Jeweils schaute ein Vönd zu ihm auf, wandte brüllend den Kopf. Der Raum unter ihm war freigehalten. Dort stand, zu etwaigen Hilfestellungen bereit, ein Bruder des Vöndigers.

Beifall rauschte; der Schwede hatte seine oft gezeigte Arbeit erledigt. Neue Vöndendresuren folgten. Nun setzte die Musik auf. Aufgeregt stand Björn Thil im Trapez und hob ein Glas. Er stülpte es über ein Stuhlbein. Setzte sich mit nur einem gläsernen Bein ruhend auf dem Trapez.

Dann ein lauter Aufschrei. Ein zerbrochenes Glas stürzte, der Stuhl schwang an der Kette. Aber im Fallen hatte Thil Björn das Trapez ergreifen können. Er zog sich hinauf, lächelte. Das schwankende Trapez verriet Sekundenlang seine starke Erregung.

Ein anderes Glas, er setzte sich abermals. Er entfaltete die Zeitung. Da barst auch dieses Glas, er fuhr auf, doch diesmal mißglückte der rettende Griff. Fast gleichzeitig mit dem Zerspringen des Glases fiel er in die Manege.

Entsetzt schüttelte die Zuschauer. Man raste, viele suchten den Ausgang, obgleich Björn Thils Sturz durch entschlossenes Zugreifen des Bruders des Vöndigers zum Stillstand kam. Die Unruhe sprang auf die Vönd über. Einer setzte zum Sprunge an. „Zurück, Nero! Willst du wohl!“ Ungeschrocken drang eine Zirkusreiterin an der Spitze von zwei Männern in den Trapez. Der brüllende Löwe schlug nach dem vorgehaltenen Peitschentheil. „Jetzt!“ Der Augenblick genügte, Björn Thil in Sicherheit zu bringen. Der Aufstand sprang die Reiterin zur Seite, der Vönd. Dann erlachte eine feste Stimme das Publikum um Ruhe und Ordnung. Die Kapelle spielte einen Marsch. Nachdem die Vönd hinausgeschleust waren, teilte jemand mit, daß die Vorstellung ihren Fortgang nehme; der Zufünftler sei nur unwesentlich verletzt.

Der herbeigerufene Arzt konnte lediglich den Bruch des rechten Armes und dreier Rippen feststellen; zur weiteren Beobachtung ließ er Björn ins Krankenhaus schaffen.

Jonka Andraffy besuchte ihn am nächsten Tage. Er nahm ihre Hand. „Wie konnte ich nicht auf dich hören?“ Idali, er sich, während

ein Glanz in seine Augen trat. „Und warum mußte ich an deiner Liebe zweifeln? — Sieh, in der Heimat wartet eine Mutter auf mich. Ein Hof, Jonka. . . Felder, Stille. . . ein warmes Nest — willst du mit mir gehen?“ — Ein Leben durchlief sie; sie schloß die Lider. Es war zu viel, um an das Glück der Stunde glauben zu können.

## Die Dame und ihr Griffon

Von Dr. Artur Landsberger.

Die Pariser Kriminalpolizei erfährt, daß die internationale Hochstaplerin Vili Parodie, mit dem Kesselfeld Paris die Stadt Zürich verlassen hat. Signalement: junge, schöne Brünette, groß, schlank — in ihrer Begleitung ein winziger Griffon Bruxellois.

Der Zug läuft in den Pariser Bahnhof ein. Die Beamten treten an eine elegante Brünette heran und sagen: „Madame Vili Parodie, Sie sind verhaftet.“ — Empörung, Leugnen, Widerstand. Und als man ihr den kleinen Griffon aus der Tasche zieht, tut sie völlig überrascht und erklärt: den müsse ihr jemand in die Tasche gesteckt haben.

Auf der Polizei wird die Dame als die Gattin eines bekannten Diplomaten identifiziert, die aus St. Moritz kommt und nie einen Hund besessen hat.

Der Polizeikommissar befehlt in Begleitung des Griffon zwei Mächte lang die bekanntesten Nachholer. Erfolgrlos. In der dritten Nacht sitzt er bei Nabels in der Nähe der Place Pigalle. Mählich tritt der Griffon auf eine auffallend schöne Frau mit rotem Haar zu, die in Begleitung eines eleganten Herrn das Lokal betritt. Die Freude des Wiedersehens auf beiden Seiten ist beispiellos. Der Beamte hört sie nicht. Erst als das Paar sich geleckt hat, geht er unauffällig an den Tisch und bittet Dame, Herrn und Hund, ihm zu folgen.

Auf der Polizei ergibt sich: Der Herr, ein Züricher Großindustrieller, fuhr vor drei Tagen im Schlafwagen nach Paris. Als er morgens aufwachte und des Frühstückes wegen karte, kam der Schaffner und sagte: „Ihre Frau Gemahlin“ — und dabei wies er auf das obere Bett — „hat bereits zweimal Tee bestellt.“

Der Züricher Herr traute Augen und Ohren nicht.

„Vergehen Sie!“ klang von oben die Stimme einer Frau, die, wie er durch den Spiegel über der Waschkollette feststellte, jung, schön und brünett war. „Was müssen Sie von mir denken?“

„Soweit ich es bisher beurteilen kann, nur das Beste, und ich heiße Sie in meinen bescheidenen Räumen herzlich willkommen.“

„Ich war todkrank, ich mußte liegen; das einzige freie Bett. . . ich gebe zu, es war kühl, toll. Ich sagte dem Schaffner, daß ich Ihre Frau sei.“

„Und ich habe geschlafen!“ — Kurz vor Paris — er hatte sich längst vorgestellt — bat er: „Und nun sagen Sie mir endlich, wer Sie sind.“

„Sie kennen mich nicht? Besuchen Sie keine Kinos? Über warten Sie. . . Sie kehrte in den Rücken, kramte vor dem Spiegel in ihrer Handtasche und veränderte sich innerlich halb weniger Minuten darauf, daß man sie nicht nur der kumpfollen roten Perücke wegen — nicht wiedererkannte.“

Seine Einladung, einige Tage gemeinsam in Paris zu verbringen, nahm sie an und verließ in dieser Maskerade an seinem Arm den von Kriminalbeamten bewachten Bahnhof.

„Und von einem Hündchen haben Sie nichts bemerkt?“ fragte der Beamte.

„Ich sah nur, wie sie sich beim Aussteigen im Gange des Schlafwagens an eine Dame herandrängte und ihr etwas in die Tasche schob. Das machte mich stutzig. Aber ich war so in ihrem Vann, daß ich bald nicht mehr daran dachte.“

„Und Ihnen fehlt nichts? Weder Brieftasche noch Scheckbuch?“

Der Herr griff in die Tasche — und zog außer seiner Brieftasche noch eine andere und zwei amerikanische Scheckbücher heraus, die ihm ebenfalls nicht gehörten.

„Die Frau nimmt nicht, sie gibt“, sagte der Herr. Aber die Polizei war anderer Meinung. Denn sie kannte den Trick Vili Parodies, Herren der großen Welt als Deckung und zugleich als abnungslose Felle zu benutzen. Sie ließ sich ruhig abführen — und niemand sah, wie der Griffon unter ihrem Pelz verschwand. Es schien, daß er mehr als ein willensloses Werkzeug und von seiner Herrin übergeleitet war, im gegebenen Augenblick dahin zu verschwinden, wohin ihr Wille ihn lenkte.

Antwortlich: S. Semmelmann, Altema. Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altema.

# DER ERZÄHLER

Beilage zum Altemaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 25

Samstag, 22. Juni

1929

## Der Schmetterling

Skizze von Wolfgang Federau.

Er war der Einzige, und das empfand er zu weilen selbst als schmerzlich. Besonders in diesem Winter, in dem er nur selten auf die Straße gehen durfte und immer gleich so entsetzlich froh, wenn es doch einmal geschah, daß er schnell wieder in die Wohnung flüchtete. Er hatte viele Spielfächer, gewiß. Aber vielleicht wäre er zufriedener gewesen, wenn er sie mit einem anderen teilen müßte.

Gern hätte er ein Brüderchen gehabt — ja, sogar mit einem Mädchen wäre er zufrieden gewesen. Mehrfach hat er seine Mutter darum — sie erödete und sagte: „Warte nur, Liebling — man muß nicht so ungeduldig sein.“ Er wartete sehr lange. Als das nichts half, sagte er sich ein Herz und trug mit mühsam aufgebracht Energie den Wunsch dem Vater vor. Der lachte nur und sagte: „Moll'n mal sehen.“ Aber es kam kein Brüderchen und nicht einmal ein Schwesterchen.

Einen Erfolg hatte dieser unerfüllt gebliebene Wunsch freilich — Der kleine lernte, sich allein zu beschäftigen. Er lernte, mit sich selbst und mit den Dingen, die ihn umgaben, die zu seinem Reich gehörten, zu spielen und jeder Sache, jedem Holzstückchen, jeder Schachtel, jeder Garntrolle den Hauch seiner eigenen Seele einzuflühen. Und als der Frühling endlich kam, mit Sonne, Wärme und lauem Wind, als er nach so langer Haft endlich wieder auf die Straße durfte, da verband er sich nicht mit den anderen Dreis- oder Vierjährigen zu einer wilden, tobenden, schreienden Rote Korah, sondern trieb — abseits von den Vielen, ein vollkommener Aristokrat — eine eigenen, feinsten und kindlichen Spiele. Spiele, die von allem abwichen, somit eine Altersgenossen sich beschäftigen, derer sich niemand so recht begreift.

Seine Eltern wohnten in einer stillen, abseits von allem Verkehr liegenden Straße, wo es zwar keine öffentlichen Spielplätze, aber auch keine Autos und Straßenbahnen gab. Und das war gut, sehr gut. Denn, was der kleine sich bei seinem Spiel ausdachte, schien zu verlangen, daß er gelegentlich, in sich versunken, mit abweisendem Gesicht mitten auf dem Fahrdamm stehen blieb und nichts sah und hörte von all dem, was um ihn herum geschah. Autos aber und Straßenbahnen nehmen wenig Rücksicht auf die Spiele der Kinder und auf ihr träumendes Verweilen inmitten der Straße.

Einmal, da er so dastand, träumend, grübelnd und entrückt, fiel sein Blick auf einen Schmetterling, auf einen Zitronenfalter, der aufreizend nahe vor seinen Augen durch die Luft gankelte. Schmetterlinge sind nicht gar zu selten hier am Rande der Stadt, wo noch jedes zweite Haus von einem Garten umgeben ist und Feld, Wiese, Wald in zehn Minuten zu erreichen sind. Aber dieser Zitronenfalter war der erste des Frühlings, und der kleine, verträumte Junge entlamm sich nicht, eine solche lebendige Blume je vorher gesehen zu haben.

Das Herz des Knaben wurde heiß und trunken der Sehnsucht. Er wollte ihn haben, den Schmetterling, er wollte ihn seiner Mutter bringen, wollte mit ihm spielen. Aber das gelbe Ding ließ sich nicht so leicht greifen, schien es darauf abgesehen zu haben, den Jäger zu narren, der mit feiblenhändig ausgestreckten Händen, ohne rechts und links zu schauen, hinter ihm her lief. Ueber die Straße, durch ein großes, weit geöffnetes Gittertor, und dann — ja, dann über eine große, eben erst mühselig geglättete Fläche, die der Gärtner mit viel Schweiß und Eifer hergerichtet hatte. Die kleinen, tapferen Füßchen also ließen über diese so mühsam glattgeglättete und eingeweihte Erdofläche, viele Tüfende zäcker erst der Mutter und dann dem Vater die Hand.

Böcher und Späten hinterlassend, bis — bis sie plötzlich vor einem großen, finster aussehenden Mann haltmachen mußten.

Dieser dünke Mann griff mit beiden harten Fäusten nach dem Kinde, er schrie irgend etwas sehr Böses, sein Gesicht war rot vor Wut, als er mit der Hand auf die angestrichelte Vermutung deutete. Aber das Kind dachte nur an den Schmetterling, der nun, seiner Sache offenbar sicher, sich für einen klüglichen Augenblick auf der Waise des Mannes niederließ. Der kleine also hob die Augen zu dem fremden, bärtigen Gesicht, sah die zarten, gelben Flügel des Schmetterlings leise auf und nieder gehen — nun konnte es ja gar nicht anders kommen, der Mann würde helfen, das wunderbare, leuchtende Wesen einzufangen.

Darum also meinte und schrie der Knabe nicht, trotz des harten Zugriffs, sondern sah mit dem feuesten, freudlichsten Lächeln zu dem Fremden empor. Und es mußte wohl dieses Lächeln sein, das den Bösen entwarfente, also daß seine Faust das Kind losließ und ein gutmütiges Licht hell aus seinen scharfen Augen brach.

Ja, nachdem der Knabe ihm nun noch mit überflüssigen, kindlichen Worten klar gemacht hatte, worum die Jagd ging, bemühte er sich selbst, etwas feif und schmerzhaft, das goldschimmernde Fabelwesen einzufangen. Was ihm freilich nicht gelang, vielleicht, weil er sich nicht allzu große Mühe gab. Aber gleich tröstete der Mann den Knaben: „Hier gibt es viele solche Dinger“, sagte er, den Enttäuschten an der Hand zur Warte leitend, diesmal natürlich vorförlig auf gebahnten Wegen. „Komm nur morgen wieder, da werden wir schon einen fangen.“

Natürlich versprach der kleine mit vielen schmerzverständlichen Worten, wiederkommen, und reichte dem Vätergen mit Abschied höflich dankend seine kleine Patzhand.

Aber er konnte sein Versprechen nicht halten. Denn am selben Abend wurde er sehr krank. Ja, es kam so weit, daß er seine Umgebung nicht mehr erkannte, daß er in heftigen Fieberträumen sich in seinem Kissen wälzte und sein schmaler, schmachtiger Kinderkörper sich mit geheimnisvollen, roten Flecken bedeckte.

Einmal jedoch, halbwegs aufwachend aus den Dunkelheiten des Unbewußten, die schmerzenden Augen zu einem schmalen Spalt öffnend, sah er rechts und links neben dem Gitterbettchen Vater und Mutter sitzen und mit angstvollen, besorgten Blicken ihn betrachten. Und neben dem Vater stand der Onkel Doktor.

Das alles sah der Knabe ganz deutlich. Aber er sah noch mehr. Er sah, im Schatten hinter dem Bett, einen großen Mann stehen, einen bärtigen Menschen mit hartem, bösen Gesicht. Der beugte sich jetzt langsam vornüber, streckte die große knöchige Hand nach der Kehle des Kindes.

Der kleine hatte Angst, furchtbare Angst. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Schreien wollte er, schreien — aber kein Wort kam über seine trockenen, aufgesprungenen Lippen.

Da, im letzten Augenblick, als die Hand sich schon ganz fest um seine Kehle preßte, entlamm er sich des Mannes im Garten — damals, als er den Schmetterling jagte. Hatte der nicht auch so böse nach ihm gegriffen? Und dennoch plötzlich losgelassen? Ja, war er nicht sogar zum Schluß ganz freundlich gewesen? — Der Schmetterling! An ihn mußte er denken, und plötzlich erschien ihm der Fremde gar nicht mehr so unheimlich. Er wandte ihm mit einer leisen, matten Bewegung das Köpfchen zu und — ja, und dann blickte er ihn an, mit einem süßen, bittenden Lächeln, das wie Sonnenlicht sein blaßes Gesicht überglänzte.

Im selben Augenblick war der Fremde verschwunden. Der Doktor murmelte etwas von „Krisis“ und „Ueber den Berg“ und schüttelte den Kopf. Der Mutter und dann dem Vater die Hand.

Die begannen plötzlich zu weinen, ganz still, mit zuckenden Schultern, während sie sich zugleich in einer Art anfehen, als wären sie froh. Das sah drödlig aus, und der kleine begriff nicht recht, was es bedeutete.

Die Mutter beugte sich über ihn und küßte seine schweißnasse Stirn. Es war das Letzte, was er wahrnahm, ehe er in den tiefen, langen Schlaf fiel, der jeder Genesung vorangeht.

## Der Fall des Herrn Berg

Skizze von Hans Joachim.

Es war nur ein kleines Papierwarengeschäft, dessen Besitzer Otto Berg war. Ein Lochen, in dem Schulinder Schreibhefte und für fünf Pfennig Liebesmarken kauften, in dem Pachtische ihren Bedarf an bunten Postkarten mit sinnigen Sprüchen deckten. So war der Verdienst des Herrn Berg geradezu kümmerlich zu nennen. Neben seinem Laden aber glänzten und glitzerten im Schaufenster des Papiergeschäfts Julius Stein Perlen, Diamanten und Smaragde, und oft genug hatte Otto Berg Gelegenheit und Muße, sie zu betrachten und sich in bitteren Gedanken über die ungerechte, ungleichmäßige Verteilung der Glücksgüter dieser Welt zu ergeben.

Das Sprichwort von der Gelegenheit, die Liebe macht, ist zu alt, als daß es irgendetwas überraschen wird, daß Otto Berg eines Tages den Entschluß faßte, die Wand zwischen beiden Läden zu durchbrechen und sich auf gelegentliche Weise zu bereichern, nachdem er es so lange auf, geradeum Wege vergeblich versucht hatte.

Es würde zu weit führen, Herrn Bergs Vorbereitungen für seinen horrtigierenden Eingriff in die Besitzverhältnisse in allen Einzelheiten aufzuzählen. Eines schönen Abends, zwei Stunden nach Geschäftscluß, verließ Otto Berg sorgsam die Tür seines Ladens, einen Koffer und eine Tasche in der Hand, und entfernte sich in der Richtung nach dem Bahnhof.

Jeder mit einigem Scharfsinn Begabte ahnt, daß sich in Koffer und Tasche Kostbarkeiten aus Gold, Platin und Edelsteinen befanden, die auf nicht ganz einwandfreie Weise vor auren erst ihren Besitzer gemächlich hatten. Herr Berg hatte einen Sonnenabend gewählt, seine dunkle Tat auszuführen, denn so würden zwei Tage vergehen, bis man den Diebstahl entdeckte, da am Sonntag niemand das Steinische Geschäft zu betreten pflegte.

Alles wäre vielleicht gut gegangen, wäre nicht jene Bananenschale gewesen, auf der Otto Berg ausglitt, als er, von der freundlichen Vision umgahelt, in wenigen Stunden die rettende Grenze zu erreichen, dem Bahnhof zuzutritt. Otto folgte den Befehlen der Schwerkraft und stürzte schwer zu Boden. Als er sich, von dem verständigen Wunsche befeet, kein Aufsehen zu erregen, schnell wieder erheben wollte, sank er stöhnend zurück. Sein linker Fuß hing kraftlos im Gelenk, und jeder Versuch aufzustehen scheiterte an peinigen Schmerzen.

38 Neugierige versammelten sich um den Gestürzten und gaben gute Rat schläge. Unter ihnen war jener junge Mann, der sich als „Braun, Student der Medizin“ zu erkennen gab und mit sachmännlicher Miene den Fuß untersuchte.

„Ein komplizierter Bruch“, sagte er endlich und zog bedeutend die Augenbrauen hoch. Otto Berg erwiderte unglücklich, das wäre unmöglich, denn er müsse noch heute abend verreisen. In dessen bestand Studiosius Braun unerklärlich darauf, daß der Fuß gebrochen sei, zur Heilung zwei, drei Wochen brauche und von einer Reise keine Rede sein könne. Gefprächig, wie er war, erzählte der junge Mann ausführlich

er war, erzählte der junge Mann ausführlich

das er gestern erst einen ganz ähnlichen Fall in der Klinik gehabt habe, als sich ein alter Herr durch die Menge drängte und sich teilnahmlos an Otto Berg wandte.

Der wünschte sich drei Klatter unter die Erde, denn dieser wohlwollende alte Herr war Herr Stein, der bestohlene reiche Nachbar. Gleich vor Schreck und Schmerz preßte Otto hervor, daß er hier keineswegs zu seinem Berge liege, sondern sich den Fuß gedrückt hätte. Herr Stein bejahte dieses Unglück laut und entsaltete sodann eine umfangreiche Tätigkeit. Herr Berg mußte in ein Krankenhaus gebracht werden, bestimmte er. Er ließ ihn in eine Tasse heben und war trotz Otto verzweifelter Gegenreden nicht davon abzuhalten, den Verunglückten zu begleiten.

Otto ging es überaus schlecht, und gewiß ist es nicht jedermanns Sache, sich hilfsbedürftig in Gesellschaft eines Mannes zu befinden, dessen Eigentum man ohne seine Erlaubnis heimlich bei sich trägt. Während Herr Stein tröstende Worte fand, hing Otto verzweifelt den düstersten Gedanken nach. Für einen Dieb, der sich den Fuß gebrochen hatte, gab es keine zehnte Flucht mehr. Man würde am Montag den Diebstahl entdecken, man würde ihn verhaften, und der Rest war verzerrte Fesseln und gestreifte Kleider.

Otto Berg raffte sich zu schnellem Entschluß auf. Er beichtete. Er erzählte von Liebeswunden und Postkarten mit sinnigen Sprüchen, von Goldketten und kostbaren Metallen und von einem Loch in der Wand zwischen den Geschäften der Herren Stein und Berg. Er murmelte Worte aufrichtiger Reue und bitterer Verzweiflung, er bat, Herr Stein möge ihm verzeihen und ihn nicht anzeigen, und gelobte, niemals wieder einen Schritt vom Wege der Tugend abzuweichen, der eng ist und auf dem doch kein Gebirge herrscht.

Woh, er hatte viel erlebt, der Herr Stein, er kannte die Schicksalhaftigkeit der Welt und war ein glühender Alter Mann. „O, Herr Berg“, sagte er beklümmert, „war das gedacht!“ — eine rhetorische Frage, an die er einige Gemeinplätze über den Wert der Ehrlichkeit knüpfte. Und er verzog, ja, da er sah, daß Herr Berg nicht bereue, wollte er verzeihen und keine Anzeige erstatten. Aber es könnte natürlich keine Rede davon sein, daß sie auch fernerhin noch Nachbarn blieben. Selbstverständlich mußte Herr Berg sein Geschäft aufgeben. Im übrigen wünschte er auszuweichen, sofort auszuweichen, der Herr Stein. Er ließ halten und ging mit Tasse und Koffer und dem Dankschreiben „Gute Besserung!“ davon.

Erstschöpft von den Schmerzen und Aufregungen, gestattete sich Otto Berg, in eine seiner Schimmeln zu fallen, die man als wohlwollend zu bezeichnen pflegt. Als sein Bewußtsein langsam wieder in diese Welt zurückkehrte, sah er sich in einem Krankenhaus, und ein Wärter, dessen melancholisch gebogener Schnurrbart alsbald seine ganze Sympathie gewann, stand vor ihm. Da haben Sie noch einmal Glück gehabt, sagte der Mann im schönsten Bock väterlicher Liebe.

Otto lächelte überaus schmerzhaft. „Glück gehabt?“ sagte er. „Sie wissen nicht, daß ich heute abend dringend verreisen mußte.“

Woh da brauche sich der Herr wirklich keine Sorgen zu machen, erzeigte sich der Wärter. Was das angeht, da könnte ja der Herr immer noch morgen früh fahren, wenn er den Fuß ein wenig schone.

Hier richtete sich Otto Berg auf. „Morgen früh? Ja, ist denn der Fuß nicht gebrochen?“

Der Wärter lachte gemächlich. Nein, der Fuß war nicht gebrochen. Er war ausgerenkt, und der Arzt hatte ihn schon wieder in Ordnung gebracht. Wirklich, der Herr konnte morgen früh verreisen, wenn er wollte.

Otto Berg lag 60 Sekunden still da. Was war das? Der Fuß war nicht gebrochen? Wirklich, er schmerzte nur noch wenig, wenn er ihn bewegte. Dann hatte sich dieser junge Mann geirrt, dieser Barmhertige Student der Medizin! Er hätte also — Tod und Teufel! — noch Zeit genug gehabt, am Sonntag zu erscheinen!

Unerhörtes geschah. Otto Berg schlug um sich, tobte und lästerte und schrie mit gräßlichen Worten, und so sehr es ihm schmerzte, diese wahre Gefährdung nicht mit einem glücklichen Ende krönen zu können, mußten wir doch noch berichten: Man sah sich genötigt, Herrn Berg mit aller Schonung in eine Zwangsjacke zu stecken.

## Das Ennele zur eisernen Tür

Skizze von Kurt Zieseniß.

Ist dem Meister Henne Gensfleisch zum Gutenberg nicht an der Wiegen gesungen, daß dermaleinst die Buben und Mägdelein in den Schulen würden seinen Namen merken müssen, als den des gottbegnadeten Erfinders der Buchdruckkunst. Gaben die schwarzen Lettern ihm härter auf das Herz gedrückt, denn den Kindern, so sich mit Buchstabieren jahraus, jahrein plagen und sollen dafür noch Dankschön sagen. Wäre ein Dankschön aus einem kleinen roten Munde dem Meister Gutenberg zu Zeiten Lohnes genug gewesen, hat aber darauf warten müssen, bis sein Haar grau geworden und seines Lebens Luft vertronnen war.

„Bin, weiß Gott, zum Narren worden und Schelmen obendrein!“ grollte der Meister in grimmig in seinen rotblonden Bart, der sein scharfes, blaßes Gesicht mit der hohen Grübelfirn wie eine feurige Locke umwallte, und wandte den Blick jähwütig ab von dem holden Bilde eines im sonnenüberfluteten Portal des hohen Münsters zu Strahburg unter dem Festgeläut der Glocken seinen bräutlichen Einzug haltenden jungen Paars, indes er jögerrig die hohen Stufen des bischöflichen Palastes herabschritt, darinnen der Herr Bischof ein strenges Gericht über ihn gehalten.

Ja, es war weit gekommen mit ihm, daß er sich hatte müssen verklagen lassen wegen Bruchs des Ehegelübdes von der stattlichen Frau Ellenweibel vom Winnemarkt, der Mutter seines heilgeliebten Ennele, die ihn nicht teilen wollte mit seiner schwarzen Kunst. Ja, die schwarze Kunst! Sie ließ ihm keine Ruh und verzehrte ihn wie ein Feuer, so daß er darüber seiner Herzerlebens vergessen.

Er hörte Enneles leichte Schritte hinter sich, wie sie mit ihrem Rechtsbeistand, dem frommen Vater, jetzt gleichfalls die Treppe herabgeschritten kam und an ihm vorbeiging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Hochrot färbte sich des Meisters Gutenberg blaßes Gesicht über die Schmach, die ihm sein Ennele antat. Der Herr Bischof aber stand am Fenster seines Palastes, blickte den über den Platz Entschreitenden nach und schüttelte bekümmert das Haupt. Das Bild da draußen redete deutlicher als Worte. Die beiden stolzen jungen Menschen würden den nicht wieder zurückfinden.

Er sollte recht behalten. Sie sahen sich in dreißig Jahren nicht. Bis zu jenem Tage, da man Frau Ellenweibel unter die blühenden Linden des Domhofes bettete. Da kam über den Meister im nahen Mainz ein groß Erschrecken. Er ließ alles stehen und liegen, da er des Ennele gedachte und ihres kleinen trostigen Mundes, den sie ihm so lange verschlossen gehalten und den er doch einmal so heiß geküßt.

Nun, da er vor seinem Ennele stand im hohen Haus am Winnemarkt, lagen um den lieben Mund lauter kleine, seine Küstchen und erzählten von vielem Schmerz. Und die blonde Braut der Saare hatte sich wie sein eigen Haar und Bart grau gefärbt und redete von Einsamkeit und Verlassenheit.

Da wurden dem Meister Gutenberg seine große Kunst und all sein hoher Ruhm, den er mit ihr errungen, ließ bis tief ins Herz hinein. Er beugte sich über die schmale blaße Hand seines Ennele und küßte sie. Aus seinem Herzen stieg ein Seufzer auf, bang und schwer. Eine Frage schaute ihn an mit unergründlich rätselhaften Augen, die Frage nach seines Lebens tiefstem Zweck und Ziel, ob er es an eine falsche und verkehrte Sache geknüpft hatte, weil er an dem blühenden Rosenstrauch seines Lebens vorbeigegangen war und ihn hatte verweilen lassen um der schwarzen Kunst willen. Es zwang ihn in die Knie, und er stammelte: „Jungfrau, vergebt, vergebt!“

Wohl zuckte es da in dem blaffen Gesicht des alt gewordenen Jungferleins. Aber dann zog ihn das Ennele wehmütig lächelnd von der Erde auf und sagte: „Stehet auf, lieber Meister! Ist alles vergeben. Ihr habt der Kunst gedient, der hohen, heiligen. Ihr laßt sich nur mit ganzem Herzen dienen. Ich hab' Euer Herz zerteilen wollen. Das ist nicht recht gewesen. Darf drum nicht hadern. Glaubst, nie und nimmer hätte ich Euch gehaßt, was Euch gelungen ist, wenn Ihr Euer Herz hättet an mich hängen müssen. Sätt Euch zu lieb gehabt.“

Leise und stockend sprach das Ennele diese Worte. Und eine hohe Welle stieg ihr ins Gesicht. Dann aber sagte sie sich und fuhr mit stolzer Stimme fort und war mit eins das alte stolze Ennele gewesen: „Kommt zum Fenster, lieber Meister! Seht Ihr da draußen die eisernen Tür? Das Ennele zur eisernen Tür, so nennt man mich in Strahburg, weil man meint, das stolze alte Jungferlein habe kein

Herz in der Brust. O wie sehr hat es geschlagen und wie wild hats sich verzehrt, jahraus, jahrein nach Euch, indes Ihr Eurer Kunst nachginget! Und hat gerungen und gekämpft, bis mir die Kunde kam, daß Euch das große Werk gelungen.

Da bin ich still in mir geworden. Da lernte ich die Hände wieder fallen. Das Opfer meiner Liebe war nicht umsonst gebracht. Und diese Eisentür, die ich einst frevelnd zuschlug vor unserm Liebesglück, ist mir der heilige Schrein geworden, dahinter ich Euch schaffen mußte, umbeirrt, an Euren großen Werken.

Immer stauender ward des Meisters Gutenberg Miene bei diesen Worten seines Ennele, zu der er gekommen war als zu einer Arnen, ihr von seinem Reichtum abzugeben, um nun zu hören, daß all sein Reichtum ihm aus ihren Händen kam.

Da nahm er beide Hände seines Ennele und strich behutend über sie weg, als wollte er alle ihre Reiden verschleichen: „Mein Ennele zur eisernen Tür!“

## Thuratus Ende

Eine Erzählung aus der Urzeit von Karlheinz Ruck.

Ein Prasseln und Brechen ließ durch das heiß brütende Dicksch, in dessen feucht-dampfen Ziefen nie geschautes Gestein sich verborgenes Dasein führte. Ein schlankes junges Weib durchstieß fahlen Lichts, mit weit geöffneten starren Augen, den Rand des dichten Waldes nach seiner Tiefe hin. Der schließende Mantel aus zarter Antilopenhaut hing nur noch lose um die braunen, kräftigen Schultern; ein starker Dorn aus Rentierhorn hielt ihn vorn am Hals zusammen. Das tiefschwarze, fast schwarze Gesicht, das die Mitte des Leibes zusammen raffen sollte, war zerrissen und längst verloren gegangen. Das tiefschwarze, fast schwarze Gesicht, das die Mitte des Leibes zusammen raffen sollte, war zerrissen und längst verloren gegangen. Das tiefschwarze, fast schwarze Gesicht, das die Mitte des Leibes zusammen raffen sollte, war zerrissen und längst verloren gegangen.

Der älteste Sohn der Familie besuchte die Universität. Regelmäßig kamen seine Briefe, und die Mutter fand Trost in seinen ermunternden Worten. Er berichtete davon, daß in der Stadt ein großes Krankenhaus mit allen modernen Einrichtungen sei, das der leidenden Menschheit zu Nutzen diene, und inständig bat er die Mutter, sie möge kommen und Rat und Hilfe bei den Ärzten suchen. Da sie aber schon längere Zeit resigniert hatte, verworf sie diesen Gedanken vorerst. Gewiß glaubte sie schon, daß es für viele Kranke Möglichkeiten gäbe, wieder gesund zu werden, für sie jedoch beständ keine Hoffnung. Der Sohn gab den Rat nicht nach und bat sie immer wieder, nichtens zu kommen und einen Arzt zu konsultieren. Merkwürdiger Weise schlugen des Sohnes stete Mahnungen schließlich Wurzel in ihrem Herzen, und eines Tages entschloß sie sich, die Reise zu unternehmen.

Die ganze Familie war erschrocken, als sie von diesem Plan hörte. Frau Bergendal behauptete, alles zur Reise vorzubereiten, und Herr Bergendal verlor sich in Gedanken. Sie von ihrem Beschluß abzubringen. Auch seine Einwendung, daß sie geradezu dem Tod in die Arme liefe, verfiel nicht. Mühte sie sterben, so war es ganz gleichgültig, wo sie starb, entgegnete sie ruhig. Der Tochter, die sie begleiten sollte, grante vor dieser Reife.

Vernichtet von allen Anstrengungen mußte die arme Frau Bergendal in das Auto getragen werden, das sie zur Station bringen sollte. Der schlechte Weg, der viele Stöße verursachte, nahm ihre Kräfte, und die lange Eisenbahnfahrt tat das ihre dazu, sie ganz aufzureiben. Endlich war man jedoch am Ziel. Der Sohn erwartete die Mutter am Zuge und hob sie aus dem Abteil. Der kurze Weg zum Arzt kostete übermenschliche Anstrengungen. Mühlig stieg Frau Bergendal die drei Treppen empor, die zu des Arztes Wohnung führten. Den Lift auswendigen meigerte sie sich entschieden. Sie hatte schreckliche Geschichten gehört von Leuten, die in den Aufzügen zerquetscht worden waren oder von andern, die aus großer Höhe herabgefallen und gerettet worden waren. Nein, solchen Möglichkeiten setzte sie sich gewiß nicht aus.

Der berühmte Arzt empfing Frau Bergendal mit aufgekrampten Knochenteln, wie ein Spur von Mitleid. Er untersuchte sie, bohrte seine scharfen durchdringenden Augen in die Patientin, und Frau Bergendal, die auf des Arztes Diagnose wartete, wie ein Verbrecher den Todesurteil, begann zu zittern und zu schauern. Augenblick entfiel ihm das Weib und seine beiden

Weg zu seiner Sippe um den Wald herum zu nehmen.

Harana hastete weiter, mit fliegendem Atem und taumelnd vor Schmach und Angst. Ein abgerissenes Blatt, geknickte Zweige, hier und da ein kaum erkennbarer Fußabdruck in dem schwarzen heimtückischen Boden waren ihre Begleiter. Als und zu tief sie einen gellenden Schrei aus, wenn die verzweifelte Angst um ihres Sohnes Leben zu stark wurde, und mit verdoppelter Anstrengung setzte sie dann jedesmal den schweren Weg fort.

Blötzlich drang ein leises Wimmern an ihr Ohr. Wie eine betäubende Welle schloß ihr das Blut in Stirn und Schläfen; ihr Herzschlag stockte. Der Wald ringsum verlor sich. Es gab keine Dornen mehr, keine verborgenen Felsbrocken, welche die Füße wund stießen; der Boden war glatter Stein; das Dunkel schien hell wie der goldene Sonnentag draußen über der blumenbesäten Steppe.

„Harani!“ schrie sie, so laut ihr abgehehrter Atem es zuließ, und noch einmal: „Harani, ich komme.“ Aus geringer Entfernung antwortete ein Wutlaut. Es war Thuratu, der Räuber. Prasselndes Brechen von Zweigen verriet, daß er mit doppelter Schnelle vorwärts trieb. Dann plötzlich war alles still. Nur Haranas verzweifelter Vorwärtsschritt gab ringsum Laut an Dornen und hemmendem Gezweig. Ein wirres Gestrüpp zeigte in der Mitte einen schmalen, eben erst gebrochenen Pfad. Sie eilte hindurch und blieb im nächsten Augenblick wie gelähmt stehen.

Vor ihr roch rechts und links der Wald zu rücken. Ein weites, düsteres Wasser lag da, ringsum eingefaßt von den schwarzen Schatten der finsternen Stämme. Schmutzige Floden trieben auf der unheimlichen Flut, die unweit des Ufers aufbrausete, als drängte ein unsichtbarer Riesenfuß mit argwöhnlicher Kraft die schwärzen Wasser zur Sonne hinauf. Dicht an dem Moorrand stand Thuratu, den Rücken dem Wasser zugekehrt, unter dem Arm den weinenden Harani, die Rechte mit dem blinkenden Steinbeil erhoben, als erwarte er einen plötzlichen Angriff. Seine schwarzen, bösen Augen funkelten dem jungen Weib entgegen. Unverfehens ließ er das Kind zu Boden gleiten, wo es zwischen Planen und weichen Sumpfgewächsen lag.

„Kommt Du in Dein Verderben, Harana!“ gähnte der Räuber und trat einen Schritt vor, mit griffbereiter Faust; den starken Nacken eingebuchtet wie Herri, die Panzerhaube, wenn sie zu tödlichen Sprung sich anschickte. „Wirst Du mir endlich nachgekommen. Du schlank Antilope?“ Sohn und Haß stritten sich in der weithin schallenden Stimme.

Harana stand immer noch vor dem letzten Gebüsch, das den Rand des Waldes vom Ufer saum trennte. Ihre Knie zitterten vor Erschöpfung, und das drängende Blut sang beäunend laut in den Ohren. „Gib mir mein Kind zurück, Thuratu!“ bat sie mit verflöchernden Stimme und mußte zugleich, daß sie umsonst bat und daß des weiten, unheimlichen Walders düstere Flut ihr eigenes und des Kindes Grab werden sollte.

„Nimm es!“ höhnte Thuratu und trat zurück bis dicht an den Rand des Ufers. Ein dünner Sonnenschein durchdrachte Haranas Seele. Hatte der milde, furchtbare Feind nur schreden wollen? Gebrauchs ihm angelichend der verzweifelt Mutter am letzten Mut, die schreckliche Tat durch eine schlimmere zu krönen? Mit unsicheren Schritten tastete sie sich vorwärts, den flimmernden Blick auf das liegende Kind gerichtet, das bei ihrem Nahen kreuzend aufsprang und die drallen Beindgen schwang. „Harani!“ murmelte sie und streckte die Arme vor, den schon verloren geglaubten Sohn aus Herz zu ziehen. Sie sah nicht, wie unter den dichten Brauen Thuratus her ein jengender Blick auf sie niederstieß, wie seine Muskeln sich strauten zu jähem, tödlichem Ueberfall.

Nun hielt sie das Kind, reckte sich hoch, mit beiden Armen die kostbare Last an sich pressend und ein lauter Schrei der Erlösung drängte sich auf ihre Lippen. Aber sie tat ihn nicht. Grauen und Entsetzen machten sie stumm. Aus der schwarzen Tüf hinter Thuratus geduckter Gestalt hob sich, wie ein graufiges Trauungsgespinnst, ein furchtbarer Drachenkopf. Riesen große Augen schälten starr und feil auf den Ahnungslosen hinunter; ein schredliches Maul voll spitzer Reißzähne öffnete sich fast bis zum Nackenwund hin, groß genug, um mit einem einzigen Biß eines Bares Kopf zu verschlingen. „Thuratu!“ schrie Harana auf, wild und gellend, und ihr Arm wies verzweifelt in aufleuchtender Festigkeit auf das Untier, von dem nur Kopf und Hals zu sehen waren. Thuratu erschau auf Blick und Gestalt des jungen Weibes den Todesurteil und fuhr herum. Im nächsten Augenblick entfiel ihm das Weib und seine beiden

Knie brachen zusammen wie der Antilope schlankes Glieder, wenn sie der tödliche Lanzenswurf ins Leben getroffen hat. Harana sah noch den furchtbaren Kopf des Wasserumtörers herab jucken, dann verlor sie die Besinnung. Als sie wieder zu sich kam, war Thuratu verschwunden. Am Ufer lag einsam das Steinbeil, als tobe unter ihrer Oberfläche ein wilder Kampf. Mit wankenden Knieen wandte sich Harana zum Heimweg. Erschauend hörten in der Söhle die Männer von Thuratus schrecklichem Ende, während auf seinem Lager von trockenem Gras der kleine Harani fröhlich krachte.

## Suggestion

Skizze von Jife E. Tromm.

Drei Jahre lang hatte Frau Bergendal kaum ihr Zimmer verlassen. Es war licht und freundlich und lag auf der Gartenseite des Hauses. Im Sommer sangen die Vögel in den Büschen und Bäumen, und durch die offenen Fenster strömten Blumen Düfte. Zur Wintersonne glück der schlafende Garten mit seinen Eis- und Schneekristallen einem Märchenbild. Von der Giebelseite des Gutschauses konnte man weit hinaus schauen über das Meer. Die Kranke jedoch liebte nicht das immerwährende Rollen der Wogen. Manchmal fuhren die Stürme wild daher, und das Anprallen der Wasser gegen die Schären und Klippen wurde zu einer unheimlichen Melodie, die sie nervös machte. Friedvoll war es dagegen stets, in den kleinen umzäunten Garten zu schauen und alle Jahreszeiten in ihrem reichen Farbenwechsel kommen und gehen zu sehen.

Frau Bergendal wurde geholt und gepflegt auf jede Weise. Man ertrug gern ihre Launen und den ungeduldigen Ton, mit dem sie ihre Wünsche äußerte. Ihr Herzleiden wurde mit jedem Tag schlimmer, und ständig sprach sie davon, wie erleichtert es ihr sei, sterben zu dürfen, um von ihren Qualen erlöst zu werden.

Der älteste Sohn der Familie besuchte die Universität. Regelmäßig kamen seine Briefe, und die Mutter fand Trost in seinen ermunternden Worten. Er berichtete davon, daß in der Stadt ein großes Krankenhaus mit allen modernen Einrichtungen sei, das der leidenden Menschheit zu Nutzen diene, und inständig bat er die Mutter, sie möge kommen und Rat und Hilfe bei den Ärzten suchen. Da sie aber schon längere Zeit resigniert hatte, verworf sie diesen Gedanken vorerst. Gewiß glaubte sie schon, daß es für viele Kranke Möglichkeiten gäbe, wieder gesund zu werden, für sie jedoch beständ keine Hoffnung. Der Sohn gab den Rat nicht nach und bat sie immer wieder, nichtens zu kommen und einen Arzt zu konsultieren. Merkwürdiger Weise schlugen des Sohnes stete Mahnungen schließlich Wurzel in ihrem Herzen, und eines Tages entschloß sie sich, die Reise zu unternehmen.

Die ganze Familie war erschrocken, als sie von diesem Plan hörte. Frau Bergendal behauptete, alles zur Reise vorzubereiten, und Herr Bergendal verlor sich in Gedanken. Sie von ihrem Beschluß abzubringen. Auch seine Einwendung, daß sie geradezu dem Tod in die Arme liefe, verfiel nicht. Mühte sie sterben, so war es ganz gleichgültig, wo sie starb, entgegnete sie ruhig. Der Tochter, die sie begleiten sollte, grante vor dieser Reife.

Vernichtet von allen Anstrengungen mußte die arme Frau Bergendal in das Auto getragen werden, das sie zur Station bringen sollte. Der schlechte Weg, der viele Stöße verursachte, nahm ihre Kräfte, und die lange Eisenbahnfahrt tat das ihre dazu, sie ganz aufzureiben. Endlich war man jedoch am Ziel. Der Sohn erwartete die Mutter am Zuge und hob sie aus dem Abteil. Der kurze Weg zum Arzt kostete übermenschliche Anstrengungen. Mühlig stieg Frau Bergendal die drei Treppen empor, die zu des Arztes Wohnung führten. Den Lift auswendigen meigerte sie sich entschieden. Sie hatte schreckliche Geschichten gehört von Leuten, die in den Aufzügen zerquetscht worden waren oder von andern, die aus großer Höhe herabgefallen und gerettet worden waren. Nein, solchen Möglichkeiten setzte sie sich gewiß nicht aus.

Der berühmte Arzt empfing Frau Bergendal mit aufgekrampten Knochenteln, wie ein Spur von Mitleid. Er untersuchte sie, bohrte seine scharfen durchdringenden Augen in die Patientin, und Frau Bergendal, die auf des Arztes Diagnose wartete, wie ein Verbrecher den Todesurteil, begann zu zittern und zu schauern. Augenblick entfiel ihm das Weib und seine beiden

„Meine beste Frau Bergendal“, sagte der Arzt, „Sie sind nicht krank! Ich verleihe nicht, warum Sie mich aufsucht haben. Was sagten Sie? Ihr Herz? Unfinn. Ihr Herz ist frisch und gesund. Sie haben weder essen noch trinken wollen. Sie haben nicht gearbeitet und sind nicht durch Wind und Wetter gelaufen. Reizen Sie nun beim und holen Sie alles nach. Mehrere Stunden täglich müssen Sie drauhen verbringen. Des Abends früh ins Bett und Morgens früh heraus, so werden Sie stark und gesund.“

Frau Bergendal traute ihren Ohren nicht. Blötzlich erhob sie sich, tat ein paar schnelle Schritte auf den Arzt zu und reichte diesem die Hand. Als sie sich wieder im Treppenhause lag, ging sie hinunter wie ein gesunder Mensch, der niemals von einem Herzleiden gesprochen hatte.

„Kommt nun, Kinder! Wir wollen sehen, daß wir so rasch wie möglich nach Hause kommen. Ich habe so viel zu tun. Wie froh bin ich über meine Gesundheit! Ich danke Dir, mein Junge, daß Du nicht nachgegeben hast, mich zu bitten, herzukommen. Nun lehre ich mich nach dem Meer und nach dem Sturm da draußen.“ Als Frau Bergendal des Arztes Spruch immer verlassen hatte, lachte der Doktor herzlich auf, so daß die Krankenschwestern, die an den Instrumenten zu tun hatte, verwundert aufschauten.

„War jene Dame wirklich nicht krank, Herr Doktor?“

„Natürlich war sie krank, aber was konnte es ihr nützen, wenn ich es ihr bezeugt hätte? Meine Worte haben ihr geholfen. Sie hat nun Selbstvertrauen. In einem Falle wie diesem ist Suggestion die beste Medizin.“

## Der getreue Manibe

Nach einer altjapanischen Legende von Hans Sjömbach.

Ein kühler Hauch kam von den eisstarrenden Schluchten des Gebirges, kräuselte die nachdunklen Blüten des Akan-Sees und strich klagend durch Schiff und Rühr. Der einsame Mann fuhr erschauernd zusammen und setzte den leichten Nachen, in dem er die Nacht verbracht hatte, langsam in Bewegung, dem jenseitigen Ufer entgegen. Drüben begannen die Freudenfeuer zu verblissen. Allgemach verflüchteten die rauchenden Rechen weinstroher Zelte, die der jungen Tochter des Aino-Bezirks und seinem künftigen Ehemann lärmend ihre Huldigung darbrachten.

Als die Gipfel der Berggipfel drohend aus dem blaffen Schein des erwachenden Tages tauchten, lag das Ufer still und verlassen da. Gedankenverloren starrte der Ruderer in den zitternden Abglanz, den die verglimmenden Holzstöße über das Wasser warfen. Wie kam es doch, daß er, der Spiegelreife und treueste Freund der jungen Seima, der die Zarte und Goldfische seit ihrer frühesten Kindheit geleitet und beschützt hatte sich jetzt nicht an ihrem Glück freuen konnte wie alle anderen? War er wirklich nur auf den nachteiligen Seiten geflüchtet, weil er, der Sohn eines geringen Mannes, sich in der vornehmen Umgebung der jungen Braut nicht wohl fühlte? Dennoch gehörte er gleich den Großen des Stammes, als sei er ihnen ebenbürtig, zu den Geladenen der Festtafel. Entsprang das Mißtrauen, das er gegen den fremden jungen Funi, den zukünftigen Gatten seiner Schutzsohnen, hegte, nicht zum Teil aus einem gewissen Neid? Oder gönnte er sie überhaupt keinem Manne?

Ein schneller Schrei, der Angitrus eines verfolgten Weibes, riß den Einsamen aus seinem Grübeln. Manibe war nicht umsonst der stärkste Mann des Stammes, der Vorderste auf der Bärenjagd. Mit mächtigen Ruderstößen trieb er das Boot aus Ufer. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß es Seima sein mußte, der die Gefahr drohte. In rasendem Laufe stürmte er durch den Busch. Als er den Rand des Gehölzes erreichte, erblickte er — die Herjagtochter, zitternd, mit abwehrnd erhobenen Händen am Boden kauern, über ihr das von Leidenschaft verzerrte Gesicht des Fremdlinges. Wutschneubend wandte er sich gegen den heran stürmenden. Da traf ihn ein wohlgeleiteter Hieb des Bärenjägers, daß e. aufschien in das dicke Unterholz taumelte. Angitru schmeigte sich die Zarte an den Knie, ihre Hand stahl sich in die seinige und zog ihn mit sich fort. Hinter ihnen richtete sich der Gezüchtigte ächzend empor und schüttelte drohend die Faust. — Grimmiger noch schwoll der Jörn des Abgewiesenen, als ihm am folgenden Tage Seimas Vater mitteilen ließ, er müsse das Verlobnis seiner Tochter als gelöst betrachten.